Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 24

Artikel: Zwei Welten
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671555

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ginnt oft schon die Wildnis. Und wer mit seinen Kindern oder mit Gesinnungsfreunden leise gehen und lauschen kann, wird wahre Wunder erleben dürfen. Es liegt ein Raunen in der Luft, und niemand weiss genau, wie es sich eigentlich zusammensetzt. Vor staunenden Kinderaugen tun sich seltsame Zusammenhänge zwischen Werden, Wachsen und Vergehen auf, die für das ganze Leben richtunggebend werden können. Wer erst einmal die herztiefe Verbundenheit mit der Natur gefunden hat, der wird bestimmt nicht dem johlenden, brüllenden Nur-Sport-Betrieb verfallen.

Diese Dinge sind es eigentlich, welche dem Natur- und Heimatschutz in unserer Zeit ein solches Gewicht verleihen. Wir haben eingesehen, dass es nicht allein auf Frankenwert und Kilowattstunden ankommt, sondern dass — nach einem alten Wort — «der Herrgott dem Menschen auch noch eine Seele gegeben hat». Man sieht falsch, wenn man hinter den Naturschutzbestrebungen nur eine wissenschaftliche oder volkskundliche Angelegenheit sieht. Der unerhört starke Widerhall, den zum Beispiel der Kampf gegen das geplante Kraftwerk Rheinau gefunden hat, beweist uns unmissverständlich, dass wir Schweizer von heute den Begriff «Heimat» umfassender erleben, als vor dem ersten oder vielleicht sogar noch vor dem zweiten Weltkrieg. Doch «Heimat» ist nicht ein vermastetes und verdrahtetes Dutzendgelände, das ebensogut in Frankreich, Holland oder Polen sein könnte, sondern unser liebes Schweizerland mit seiner beglückenden Vielgestaltigkeit.

Wenn in den letzten Jahren die Zahl der Heimat- und Naturschützer ständig gewachsen ist, wenn kein anderer Strassenverkauf dieselben Erfolge aufweist wie der alljährliche Schokoladetaler-Verkauf, so ist uns dies ein deutlicher Beweis für die gesunde Rückbesinnung unseres Volkes auf jene Werte, die, wären sie einst preisgegeben, nie mehr geschaffen werden könnten. Dank dem «Schoggitaler» konnten herrliche Seerosenteiche und natürliche Fluss- und Seeufer, Schutzgebiete für scheue Tiere und seltene Pflanzen werden; markante Häuser zu Stadt und Land bis in die fernen Alpentäler wurden bewahrt, liebreizende Kapellen und Abseits-Kirchlein restauriert, Brunnen und Burgruinen erhalten. Vor Jahren schon wurde der unvergleichliche Silsersee im Oberengadin vor der Verunstaltung und industrieller Ausnützung beschützt; vorletztes Jahr gingen die einzigartigen Brissago-Inseln in den Besitz des Schweizervolkes über; letztes Jahr wurde die endliche Säuberung des Rigigipfels in Angriff genommen; heuer werden Mittel gesammelt, um die hochinteressante Gletschermühlen-Landschaft bei Maloja endgültig unter Schutz zu stellen — und alles dank der starken Verbundenheit unseres Schweizervolkes mit seiner Heimat und damit auch mit dem Schweizer Heimatschutz und dem Schweizerischen Bund für Naturschutz.

Man hört landauf, landab, soviel Betrübliches und Erschreckendes. Wir aber meinen, inmitten aller Sensationen dürfe man auch einmal in herzlicher Dankbarkeit daran erinnern, dass Vieltausende in unserem Lande leben, die in der angestammten Erde wurzeln. Was gilt's — sogar der scharfsichtige Gottfried Keller würde Worte aufrichtiger Anerkennung finden für alle die. die sich mit Worten und Taten um den Schutz unserer Heimat bemühen!

W. Z.

Zwei Welten

Aus dem Nachlass von Ernst Zahn

Die Stadt braust vom Verkehr ihres Alltags. Die Jungfer Veronika Müller, die alte einsame Spetterin mit dem grauen Haar und den weissen Faltenwangen, sitzt in ihrem Dachstübchen. Die Altersfürsorgebehörde und eine kleine Erbschaft verhalfen ihr nach dem einförmigen und anstrengenden Leben einer Zugeherin, zu sorgenfreien Spättagen. Jetzt sitzt sie an ihrem Fenster und ihre klugen, immer noch lebhaften Augen blicken in den grauen Wintertag hinaus. Schnee liegt auf den Dächern. Auch der Himmel erscheint grau und wie durchschneit.

Veronika Müller hat ihr Stündchen des Rückschauens, da man nicht stricken und nicht flicken mag und einem die Gedanken in die ferne Vergangenheit entwischen. Aus grosser Tiefe kommen sie ihr nicht. Elternhaus und frühe Jugend liegen wie im Nebel. Flüchtig blickt ein Jungmannsge-

sicht sie an. Auch in ihrem Leben war einmal eine Stunde gewesen, etwas, was manche Leute ein Märchen nennen. Aber die Erinnerung verfliegt, und das kalte Grau, in das sie hinausschaut, bringt ihr wieder einmal ihr Alleinsein zum Bewusstsein, und dass sie ein Mensch ist, der vom Leben nicht mehr viel zu erwarten hat.

Dieses Gefühl der Vereinsamung weckt in ihr eine Weile später den Drang, zur Ablenkung ins Freie unter Menschen, ins Strassengetriebe hinaus zu gehen. Dabei lässt sich ja auch ein Einkauf erledigen.

Sie steht auf, wickelt ihr Wolltuch um die Achseln, steigt treppab und tritt in die nächste Gasse hinaus.

Diese Gasse mündet in die Hauptstrasse, deren Lärm an Veronikas Fenster klang.

Die Müllerin trippelt hinüber.

Einen Augenblick verharrt sie an der Ecke und schaut sich um. Die Strasssenbahn rattert. Schwere Fuhrwerke kreuzen einander, und die Hufe ihrer plumpen Gäule hämmern aufs Pflaster. Autos schiessen vorbei. Aber nahe an der Stelle, wo sie steht, erblickt sie an eine Hausmauer gelehnt ein Mädchen. Ein — zweimal schaut sie hin. Die Kleine mag zehn Jahre zählen. Ihre nackten Beine sind hager, ihr Kleid ist fadenscheinig. Mit schmalen Händen hält sie die dunkle Jacke zusammen, die ihr als Haupthülle dient. Aber der Kopf, der aus dieser Gewandung steigt, ist ein Bild; kohlschwarz Haar und Brauen, beides Rahmen und Schmuck zu einem blassen Gesicht. Aus diesem leuchten Augen von einem seltsam fremdländischen Glanz.

Benommen und verwirrt vom Anblick setzte Veronika Müller ihren Weg fort. Und noch einmal schaute sie sich um. Dabei achtete sie nicht, dass einer der unförmigen Stadtomnibusse in ihrem Rücken heranrollte. Sie kreuzte seine Fahrbahn. Die Bremsen kreischten, aber es wäre zu spät gewesen, wäre nicht im letzten Augenblick das fremde Mädchen dazwischengesprungen. Dieses aber warf sich an die gefährdete Frau und schob sie beiseite. Dicht an ihr rollte das Radungetüm vorbei, streifte jedoch mit einer Ecke die kleine Retterin und warf sie zu Boden.

Die Müllerin schrie auf.

Der Omnibus stoppte. Leute rannten zusammen. Zwei Männer hoben den Oberkörper des Mädchens hoch. Veronika, in jäher Erregung, drängte sich hinzu und kniete zu ihr. Das Mädchen blutete aus einer Kopfverletzung. Aber mit strahlenden Augen schaute sie sich um. Ein anderer Mann presste ihr sein Taschentuch an die Wunde. Ein dritter, ein Arzt, sagte, es sei nichts Schlimmes geschehen.

Einer fragte das Kind, wie es heisse.

«Abigail», antwortete das Mädchen.

Veronika hörte den mit landfremdem Akzent gesprochenen Namen. Ihr Erstaunen stieg.

Auch die Menge, die sich um die kleine Szene angesammelt hatte, sperrte Maul und Augen auf. Aus ihr fragte eine Frau weiter:

«Wo wohnst du?»

Das Mädchen schüttelte stumm den Kopf.

Da forschte auch Veronika: «Wo bist du denn daheim?»

«Nirgends», antwortete Abigail, die sich inzwischen soweit erholt hatte, dass sie wieder gehen konnte und sich entfernen wollte.

Aber Veronika nahm sie bei der Hand.

Der kleine Menschenauflauf zerstreute sich.

Die Jungfer Müller jedoch schritt mit dem ihr willig folgenden Kinde den Weg zurück, den sie gekommen war. Man gaffte ihr noch nach. Sie aber, als wäre es ihre Pflicht, leitete die kleine Retterin nach ihrer Wohnstatt, hausein, treppauf.

Sie hatten nicht miteinander gesprochen. Abigail zögerte sekundenlang auf der Treppe wie jemand tut, der nicht und nirgends Bescheid weiss. Aber je näher sie der Dachstube kamen, umso fester und zuvertraulicher schloss sich die kühle weiche Mädchenhand um die hagere der Müllerin. Es mochte an dem liegen, was aus einer dieser Hände in die andere strömte, dass den Beiden ein Gefühl sich verstärkte, als gehörten sie längst zusammen. Die Kammertüre öffnete sich und schloss sich. Veronika führte ihren Schützling zu einem Stuhl. In einer Schublade lag noch eine kleine Schachtel Schokolade. Davon schob sie ein Stückchen der Abigail in den Mund. Dann setzte sie sich zu ihr.

Es war ein merkwürdiges Bild. Die zwei Stühle standen im Fensterlicht. Der graue Himmel hatte einen Riss bekommen. Ein Sonnenstrahl brach heraus, feines, leises Gold, das nicht blendet. Er floss übers Gesimse, umwehte, ein spinnwebdünner Glanz die Altweibergestalt der Veronika und die zeit- und landfremde des Mädchens.

Veronika begann ein Gespräch: «Nun erzähle mir endlich, wer du bist.»

Abigail schien Mühe zu haben, sich zu sammeln. Dann stand sie in kurzen, zerrissenen Sätzen Rede: «Aus einem Flüchtlingszuge gestie-

gen.» — «Ich weiss nicht warum.» — «Durch die Strassen der Stadt gegangen.» — «Wollte fragen, ob Arbeit sei.»

«Warst du denn allein?» fuhr Veronika mit einer Frage dazwischen.

Abigail nickte.

«Wo sind deine Eltern?» fragte die Müllerin weiter.

«Tot!» stiess das Mädchen heraus.

Die Alte wagte nicht, weiter zu fragen.

«Erschossen», ergänzte jedoch Abigail. Die Stimme zitterte. Aber ihre Tränen schienen ausgeweint.

Stossweise fuhr sie dann zu erzählen fort: «Männer haben mich geschlagen.» — «Geküsst hat mich einer.» — Sie schauderte. Das schöne Gesicht erbleichte noch mehr. Erinnerungen rissen die dunklen Augen gross.

Und nach einer Weile fielen neue Worte: «Eine Unmenge waren auf der Flucht. Da bin ich mitgelaufen, mitgefahren.»

Veronika Müller war sprachlos. Das Leben, das sich vor ihr aufgetan, war der dem stillen Alltag verhafteten wie eine Räubergeschichte. Nur Mitleid quoll in ihr auf, mächtig, mächtiger. Sie zog das Mädchen auf ihren Schoss und umschloss es mit ihren Armen.

Abigail, anfangs noch verschüchtert, aber sich immer mehr geborgen fühlend, schmiegte sich näher an die Brust der Frau. Dann fragte auch sie: «Wer bist du?»

Veronika lächelte beinahe. So belanglos schien ihr, was sie zu antworten hatte. Doch sie entgegnete: «Eine alte Frau, die lebenslang nichts kannte als fegen und abstauben.»

Abigail spielte mit einem Knopf an Veronikas Bluse. «Hast du auch Böses erfahren?» fragte sie.

Und wieder erschien es der Müllerin, als müsse sie lächeln. «Was heisst Böses?» redete sie ins Leere hinaus. «Wenn man hört, wie es in der Welt zugeht, scheint einem der eigene Kummer wie Schnee am Fenstersims. Die Sonne kommt. Und husch — schon ist er fort der Schnee.»

Die Sonne war indessen noch immer da. Etwas umatmete den Beiden Hände und Wangen mit sanfter Wärme, die zarte des Mädchens, die runzlige der Spetterin.

«Willst du bei mir bleiben?» fragte nach einer Weile die Müllerin.

Abigail antwortete nicht. Sie kroch nur noch tiefer in die Arme, die sie hielten.

Dann erinnerte sich Veronika: «Du bist wohl hungrig. Ich hole dir zu essen.»

Sie kam nur nicht los. Abigails Kopf lag noch an ihrer Brust. «Mutter», flüsterte sie.

Jetzt erlosch die Sonne. Aber die Dachkammer der Zugeherin, Schauplatz der Nüchternheit, des eintönigen Lebens, blieb durchströmt wie vom Traum eines Schicksals, eines Echos aus dem wirren Getöse der Welt.

Die Müllerin stand schliesslich auf, und begab sich zu ihrem kleinen Kochapparat im Nebenraum.

Abigail lauschte ihr nach. «Mutter», wiederholte sie leise, leiser denn vorher.

Die Entenmutter

Die Entenmutter schwimmt längs des Seeufers, als gälte es, Rekorde zu brechen; und hinter ihr, paarweise aufgeschlossen, wie es sich kein Tramkondukteur schöner wünschen könnte, schwimmen acht junge, kaum aus dem Ei geschlüpfte Entlein, halten mit der Mutter Schritt, wenn man von Schwimmvögeln so sagen darf, und sie wendet kein einziges Mal den Kopf nach ihnen, sondern erzieht sie hart und spartanisch von Anfang an zu erstaunlicher Leistung.

Doch etwa anderthalb Meter hinter der Entenmutter und dem Kinderzug schwimmt ganz allein ein neuntes Entlein. Irgendwie und irgendwo mag es sich verzögert haben, wollte vielleicht einen Blick auf das Panorama der Stadt werfen oder hat eine Brotkrume aufgeschnappt. Jedenfalls hatte es sich abgesondert, eine Individualistin von der ersten Stunde an und somit in einem Entenkollektiv nicht zu gebrauchen. Jetzt aber ist ihm doch die Angst vor der eigenen Courage aufgestiegen, und es eilt, aus Leibeskräften piepsend, hinter Mutter und Geschwister her, schwimmt genau so schnell wie sie, aber nicht schneller, und so bleibt der Abstand unverändert.

Am Ufer werden Betrachtungen angestellt. Weiss die Entenmutter, wieviele Kinder sie hat? Kann sie zählen, und wenn sie zählen kann, reicht es bis zu der immerhin respektablen Zahl neun? Die Zuschauer haben manche Erfahrungen gemacht, die sie gern zum Besten geben. Die Hündin,